

Jacobi, Juliane

"Vom Stiefkind zum Wunschkind?". Einige Gedanken zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an deutschen Universitäten

Erziehungswissenschaft 9 (1998) 17, S. 16-22



Quellenangabe/ Reference:

Jacobi, Juliane: "Vom Stiefkind zum Wunschkind?". Einige Gedanken zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an deutschen Universitäten - In: *Erziehungswissenschaft 9 (1998) 17, S. 16-22* - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-96543 - DOI: 10.25656/01:9654

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-96543>

<https://doi.org/10.25656/01:9654>

in Kooperation mit / in cooperation with:

DGfE Deutsche Gesellschaft
für Erziehungswissenschaft

<http://www.dgfe.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Erziehungs- wissenschaft

9. Jahrgang 1998. Heft 17
Herausgegeben vom Vorstand der Deutschen
Gesellschaft für Erziehungswissenschaft
Leske + Budrich



Redaktion: Prof. Dr. Winfried Marotzki, Otto-von-Guericke-Universität
Magdeburg, Institut für Erziehungswissenschaft, Stresemannstraße 23, 39104
Magdeburg

Tel.: (0391)67-14718/19

Fax.: (0391)67-14703

e-mail: Marotzki@compuserve.com

Redaktionelle und technische Betreuung: Kerstin Schwiering

Tel.: (0391)6714798 oder 7317337

Fax.: (0391)6714703 oder 7317337

e-mail: KSchwieri@aol.com

Verlag: Leske + Budrich Opladen

Gerhart-Hauptmann-Straße 27, Postfach 300 551, 51334 Leverkusen

Tel.: (02171)49070, Fax.: (02171)490711

e-mail: lesbudpubl@aol.com

Das Mitteilungsheft erscheint zweimal jährlich. Der Jahresbezugspreis be-
trägt 36,- DM zuzüglich Zustellgebühren. Das Einzelheft kostet 20,- DM. Die
Bezugsgebühren enthalten den gültigen Mehrwertsteuersatz.

Für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft ist der
Bezug des Mitteilungsheftes „Erziehungswissenschaft“ bereits im Jahresbei-
trag enthalten.

Anzeigen: Verwaltung beim Verlag. Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste
Nr. S 4 vom 1.4.1997.

Gesamtherstellung: Druckpartner Rübelmann, Hemsbach

Das Mitteilungsheft wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Informa-
tionssystem Solis“ des Informationszentrums Sozialwissenschaft erfaßt
(Lennéstraße 30, 53113 Bonn)

ISSN: 0938-5363

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der 1. *Dezember 1998.*

*Juliane Jacobi*⁵

„Vom Stiefkind zum Wunschkind?" - Einige Gedanken zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses an deutschen Universitäten⁶

Mit der Frage im Titel bringe ich den Wunsch zum Ausdruck, daß wir unseren Nachwuchs so pfleglich und zugewandt wie ein Wunschkind behandeln. Daß ich diesen Wunsch nicht für gänzlich unrealistisch halte, liegt an Ludwig Huber. Seine mehrjährige verständnisvolle und uneigennützigte Arbeit sowohl als DFG-Gutachter bei der Einrichtung von Graduiertenkollegs wie auch als Bielefelder Sprecher des Kassel-Bielefelder Gemeinschaftsunternehmens mit dem Forschungsprogramm „Schulentwicklung an Reformschulen" läßt mich hoffen, es könnte vielleicht wirklich so werden.

Für die unter uns, die von diesem Projekt wenig wissen kurz einige Informationen. Ludwig Huber ist seit 1994 nach Will Lütgert der Bielefelder Sprecher des pädagogischen Graduiertenkollegs. Das Kolleg fördert mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit 1993 Arbeiten zur Schulentwicklung an Reformschulen im Hinblick auf das allgemeine Schulwesen an den Universitäten Bielefeld und Kassel. An beiden Orten werden jeweils 7 Stipendiatinnen gefordert, aufgenommen werden zusätzlich Doktoranden, die aus anderen Quellen finanziert zum Thema des Graduiertenkollegs arbeiten. Abgesehen von der Last des bei einem Unternehmen üblichen relativ hohen Verwaltungsaufwand, tragen die Sprecher vor allem die Verantwortung für das Studienprogramm und seine Organisation. In Ludwig Hubers Sprecherzeit fiel zudem noch die Begutachtung durch die DFG für die Weiterbewilligung, die im Sommer 1995 erfolgreich stattfand.

Ich werde weder über die unzureichende Finanzierung noch über die wissenschaftliche Produktivität speziell unseres Kassel/Bielefeld Joint venture sprechen. Es ist jedoch ein Gebot der Höflichkeit gegenüber den Ausrichtern dieses Kolloquiums, den Kolleginnen und Kollegen vom Oberstufenkolleg wenigsten zu erwähnen, daß ohne die Schulprojekte des Landes Nordrhein-Westfalen an der Universität Bielefeld die Entwicklung des Forschungsprogramms gar nicht möglich gewesen wäre. Ich werde einige Ge-

5 Prof. Dr. Juliane Jacobi, Institut für Pädagogik, Universität Potsdam, Postfach 601553, 14415 Potsdam. Tel.: (0331) 977-2130, Fax: (0331) 977-2089, e-mail: jacobi@rz.uni-potsdam.de

6 Gekürzte Fassung eines Beitrag zum Festkolloquium anlässlich des 60. Geburtstages von Ludwig Huber in Bielefeld am 25.4.1997

danken vortragen, die Aspekte der Unternehmung Graduiertenkolleg berühren, die ich genuin „pädagogische“ nennen möchte. In anderen Wissenschaftssprachen spricht man von Hochschulsozialisation und Professionalisierung. Mir gefällt „pädagogisch“ besser. Mitgeteilt werden Beobachtungen und Gedanken dazu, wie die Gruppe von Hochschullehrern ihre Verantwortung für die nachfolgende Generation wahrnimmt und wahrnehmen könnte. Es wird einiges zur Wissenschaftskultur gesagt werden, einiges zur Hochschulstruktur und einiges zur Weiterentwicklung der Graduiertenkollegs unter den beschriebenen Bedingungen.

Zur Wissenschaftskultur:

Diejenigen von uns, die in den anglo-amerikanischen Ländern wissenschaftliche Kontakte haben, sind immer wieder überrascht und beschämt von dem Selbstverständnis, mit dem sich dort bereits Doktoranden als Teil der wissenschaftlichen Gemeinschaft fühlen und repräsentieren. Wenn Talcott Parsons und Gerald Platt 1973 in *The American University* (Cambridge, Mass., S. 126) schrieben, daß das wissenschaftliche Zentrum einer Universität von den festangestellten Forschern der Hochschule und den Nachwuchsforschern (research students) repräsentiert werde, so bringen sie dies strukturell zum Ausdruck. Ich möchte vor allem darauf hinweisen, daß mit Nachwuchswissenschaftler weder die promovierten Hochschulassistenten noch die über vierzigjährigen Dozenten auf Zeitstellen gemeint sind, die hierzulande unter wissenschaftlichem Nachwuchs subsumiert werden, sondern von research students, sprich Doktoranden, die Rede ist.

Autobiographisch ist diese andere Wissenschaftskultur eindrücklich von dem Soziologen Reinhard Bendix beschrieben worden. Das Kapitel über seine Promotionszeit in den vierziger Jahren beginnt er mit den Sätzen: „Als ich meine Stelle als Instructor am College der Universität Chicago antrat, war ich gerade dabei, mit meiner Doktorarbeit zu beginnen: das Lehren und Lernen war mein Beruf geworden.“ Die ausführliche Beschreibung der Entwicklung eines Studiengangs in den liberal arts dort - die hier nichts zur Sache tut, auch wenn sie sehr lehrreich ist - schließt er mit einer Bemerkung darüber, daß die hochgradige Spezialisierung der Forschung dazu führte: „...daß die Kurse immer komplizierter wurden und die Kluft zwischen Lehrern und Studenten immer breiter. Ich behielt den Eindruck, daß dieses Problem drängend sei und daß es als Lehrer zu meinen vornehmsten Aufgaben gehören müsse, an meine Studenten ranzukommen.“ (Reinhard 1985, S. 341-351)

Wer von uns deutschen Professoren hat dies in seiner Promotionszeit gelernt, daß die akademische Lehre genau den nie endenden Versuch bedeutet, diese Kluft zu schließen. Unsere Universitäten haben eine andere Tradition, die ich auch mit einem Zitat verdeutlichen will:

„Mit der einfachen, aber zweideutigen Formel einer schematischen Kollegialität läßt sich eben das Verhältnis des jüngeren (Privatdozenten) zu den Ordinarien, zumal ihres eigenen Faches, nicht erschöpfen; wenn es sich für beide Teile ersprießlich gestalten soll, so liegt es im Wunsche und Interesse gerade des Jüngeren, daß es den Charakter eines gewissen freundschaftlichen Schutzgenossen-Verhältnisses annähme, das auf der einen Seite Wohlwollen und verständnisvolle Förderung in wissenschaftlicher Hinsicht und beruflichem Fortkommen, auf der anderen Seite Anhänglichkeit und Vertrauen zur Voraussetzung hat.“ (Der Fall Valentin, zitiert nach Ringer 1983, S. 59). Das Zitat stammt zwar aus den letzten Tagen des Kaiserreichs 1916, die Struktur ist aber doch vielen vertraut. So beschrieb Menck noch im teilungsblatt der Deut für Erziehungswissen folgendermaßen „Die ger Standards (es stimmte Art von blem der Ethik der bei uns, wenn über-naturwüchsig (vor im Rahmen der- re, als die sich die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses in unserer Disziplin abspielt.“ (1996, Heft 14, S. 51) Menck belegt mit der Wahl des Begriffs „Meisterlehre“ unmißverständlich, wie feudal die deutsche Universität nach wie vor organisiert ist. Daran hat die „Gruppenuniversität“ überhaupt nichts geändert. Als neue Ostprofessorin kann ich mich zudem des Eindrucks einer massiven Refeudalisierung der Universität unter dem Denkmantel der Demokratisierung der Wissenschaft im anderen Teil Deutschlands oft nicht erwehren. Das geht bis in die Sprache hinein, so wenn die Deutsche Forschungsgemeinschaft bei dem Antrag auf ein Habilitationsstipendium, in dem ein USA-Aufenthalt geplant ist, zurückfragt: „Bitte teilen Sie uns noch mit, unter welcher Leitung (Unterstreichung von mir) Sie während Ihres Auslandsaufenthaltes tätig sein werden.“ Da ist es nützlich, wenn auch leider gar nicht tröstlich, sich klar zu machen, daß es im Kernbereich der Universität, nämlich der Nachwuchsförderung (s. Parsons/Platt: „Der Kernbereich wird...“) ja auch nie zu einer wirklichen Entfeudalisierung gekommen ist.

*Hinweis des Vorstandes:
Wenn sich Ihre Adresse oder
Bankverbindung ändert,
informieren Sie bitte die
Geschäftsstelle der DGfE
(Universität Hamburg,
FB Erz., Von-Melle-Park 8,
20146 Hamburg).
Vielen Dank.*

von uns noch recht beispielsweise Peter letzten Jahr im Mü-schen Gesellschaft schaft den Vorgang Vermittlung derarti-geht um eine be-Standards als Pro-Forschung“) geht haupt, wohl eher sich J.J.), und zwar jenigen Meisterleh-

Zur Hochschulstruktur:

Dennoch ist die Feudalstruktur überholt und nicht mehr nützlich für die Zwecke der Universität, Wissen und Erkenntnis zu produzieren und weiter-zuvermitteln, um eine neue Generation von Wissenschaftlerinnen und Wis-

senschaftlern auszubilden. Dafür gibt es mehrere Gründe, die ich unsortiert und ohne Anspruch auf Vollständigkeit benennen möchte.

Meine spezifische Sensibilität erklärt sich nicht zuletzt daraus, daß diese Feudal-Struktur, Meister/Lehrling, als spezifisches Schutzverhältnis eine geschlechtshomogene Gruppe voraussetzt, die historisch bedingt männlich war und in die Leute meiner Art nie paßten und nie passen werden (s. zuletzt dazu die Ergebnisse der Untersuchung von Kraus in der Max-Planck-Gesellschaft, Bericht MPG-Spiegel 3/97).

Nun gibt es inzwischen Frauen an deutschen Universitäten und in der Pädagogik sind die Studierenden sogar ganz überwiegend weiblichen Geschlechts. Auch dies mag dazu beigetragen haben, daß das persönliche Schutzverhältnis feudaler Prägung nicht mehr die einzig mögliche Form der Nachwuchsförderung ist. Andere Gründe für gezielte und gemeinsam von einem Lehrkörper verantwortete Nachwuchsförderung liegen darin, daß die letzten zwanzig Jahre gerade in den Geistes- und Kulturwissenschaften aufgrund der zyklischen Expansion und Schrumpfung, daraus folgenden Umstrukturierungen und aufgrund des Zusammenbruchs des Lehrerarbeitsmarktes in den achtziger Jahren und seiner Folgen für diese Fächer die Nachwuchsförderung zum Stiefkind werden ließ.

Gleichzeitig haben wir nun wirklich die Massenuniversität und die Oberseminare der sechziger Jahre, in denen Doktoranden das Wort führen konnten und jüngere Studenten sich bemühten, ihnen bewundernd nachzueifern, sind dahingegangen. Verbreiterte Partizipation an akademischer Ausbildung bedarf neuer Formen der Auswahl und Förderung der zukünftigen Forscherinnen und akademischen Lehrerinnen. Lehr- und Lernbedingungen in den grundständigen Studiengängen ermöglichen es den Hochschullehrern nur sehr begrenzt, Menschen zu entdecken und vor allem ihre Studienbiografie zu verfolgen, von denen man dann begründet annehmen kann, die könnten gut für die Wissenschaft sein und für sie wäre die Wissenschaft etwas Gutes.

Heute kann man sich also bewerben um ein Graduiertenstipendium, wenn man eine gute Frage hat und ihr auch schon eine gewisse Façon dahingehend gegeben hat, wie man sie beantworten könnte und einen Betreuer gefunden hat, der ein Gutachten schreibt. Wenn diese Frage dann noch in ein Forschungsprogramm eines Graduiertenkollegs paßt, kann man sich sogar ohne schon feststehende Betreuerin bewerben. Die Kollegs schreiben ihre Doktorandinnenstipendien nämlich teilweise sogar aus. Daß der Auswahlprozeß vor der Erfindung der staatlichen Doktorandenförderung und außerhalb der Graduiertenkollegs z.T. miraculös war, belegt jede kleine Umfrage im Kollegenkreis. Daß es zudem unter den Bedingungen der Massenuniversität sehr schleppend, oft unübersichtlich und auch nicht zu selten entwürdigend war und ist, sich dies Entréebillet zur Gemeinschaft der Wissenschaftler zu verschaffen, wissen wir alle. Was nutzt da nun das Graduiertenkolleg?

Es schafft ein wenig Transparenz und bietet Einspruchsmöglichkeiten. Wenn jemand gemeinsam von den Lehrenden ausgesucht wurde, dann haben die Aussuchenden auch eine gemeinsame Verantwortung für den Fortgang des Projektes. Dies sowohl dafür, wie die Dissertation vorangeht, wie auch dafür, was aus der Dissertationsverfertigerin einmal werden soll. Da kommt es manchmal zu etwas schmerzhafter Auseinandersetzung, wenn die eigenen auch professoralen Begrenzungen und Grenzen öffentlich werden. Aber auch die gegenseitige Achtung kann steigen, weil die Professoren sich gegenseitig an einer Stelle in die Karten schauen, an der dies bisher in der deutschen Wissenschaft kaum üblich war. Auf einmal liegen Vorgänge offen, über die sonst entweder die Decke der Kollegialität, nicht selten ein Euphemismus für die Maxime „eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus“ oder die ebenso wirkungsvolle des gegenseitigen Desinteresses gedeckt wurde. Auch die komplexen Kampfstrategien des Durchpaukens oder Durchfällenlassens der jeweils eigenen und fremden Kandidaten, deren wissenschaftliche Produktivität erst noch erwiesen werden müßte, können sich unter diesen Rahmenbedingungen kaum entwickeln. Aus der Sicht der Doktorandinnen bietet ein Graduiertenkolleg damit Schutz vor Willkür.

Ich halte jedoch einen anderen Effekt der Graduiertenkollegs für bemerkenswert und die Kollegs auch deshalb für sinnvolle Instrumentarien zur Organisation von Forschung und Lehre an den Universitäten. Sie entwickeln einen ein heilsamen Zwang zu Kooperation und Diskussion zwischen den Professoren bereits bei der Erarbeitung des Forschungsprogramms durch die beteiligten Antragsteller. Aus der Perspektive des Auswahlverfahrens bedeutet dieser Zwang: nicht erst, wenn die Dissertation vorliegt, müssen mehrere sich streiten oder einigen, nein, man muß sich bereits streiten und einigen, welche Vorhaben und auch welche Personen man überhaupt fördern will, bevor richtig angefangen worden ist. Die Diskussion innerhalb der Erziehungswissenschaft, die sich aus den verschiedenen disziplinären Zugängen der festgestellten Forscher bestimmt, mag mühsam und zeitraubend sein, birgt aber zugleich die Chance zu gegenseitiger Anregung.

Die Gutachter der DFG legen zu Recht entschieden Wert auf die Beurteilung der Betreuung durch die Kollegiatinnen und Kollegiaten. Hier wird ein Teil der professoralen Tätigkeit bewertet, von dem immer alle gern geklagt haben, daß es so eine Art Schattenarbeit sei. Die Ausrede gilt jetzt nicht mehr. Ich gehe davon aus, daß diese Bewertung durch die Doktorandinnen auch dazu führt, recht pfleglich mit den zukünftigen Kollegen umzugehen. Sie sind nämlich nicht mehr die vertrauensvoll zu uns Aufblickenden, (was faktisch oft hieß, daß man sich auf Gedeih und Verderb von den Betreuern abhängig fühlen mußte), sondern sie haben auch ein bißchen Macht im Dispositiv der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden.

Zur Weiterentwicklung der Graduiertenkollegs:

Damit nun nicht gänzlich der Eindruck entsteht, daß ich hier vor allem einen Hymnus auf eine segensvolle Einrichtung der deutschen Forschungsförderung singe, zum Schluß einige Überlegungen zur Weiterentwicklung der Einrichtung unter dem „pädagogischen Aspekt“ der Verbesserung der Ausbildung unserer Doktoranden. Dabei versage ich mir prinzipiell in den großen Universitätschor mit dem Ostinato „Unterfinanzierung“ einzustimmen. Da scheinen mir alle Stimmen gut besetzt zu sein. Lieber möchte ich die Chancen der Situation nutzen: die knapper werdenden Mittel, die immer noch steigenden Studierendenzahlen und die zu erwartende Deregulierung auch der Studien- und Prüfungsordnungen sind eine unüberhörbare Aufforderung, die vorhandenen Mittel besser zu nutzen: Auch die Einrichtung des Graduiertenkollegs könnte in diesem Rahmen zu seinem eigenen Frommen mehr leisten für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Im jetzigen Modell werden die Promovierten am Schluß nicht wie Bendix seinerzeit sagen können, daß sie während ihrer Promotionszeit angefangen haben, das akademische Lehren zu lernen. Sie haben im günstigsten Fall durch ihre Beteiligung an der Konzeption des Studienprogramms gelernt, selbstbestimmter zu definieren, was sie lernen wollen. Die Meisterlehre bezieht sich nur auf die Forschung. Gefordert wird diese Forschung aber, weil wir wenigstens von einem Teil der Promovierten erwarten, daß sie an der Universität als Lehrer und Forscherinnen bleiben. Eine Fakultät, die ein Graduiertenkolleg eingerichtet hat, müßte m.E. verstärkte Anstrengungen unternehmen, die jungen Wissenschaftler in die Lehre einzuführen. Ich weiß, wie schwierig dies durchzusetzen ist, aber ein Teil der zwar immer knapper aber doch etwas freier flottierenden Geldmittel sollte für Lehrdeputate von Doktorandinnen vorbehalten werden. Sie sind aus mehreren Gründen besonders geeignet, im Grundstudium zu lehren. Zwei will ich nennen: sie sind nah im Alter an den Studierenden und kennen deshalb deren Fragen besser. Sind wissen noch viel besser, was man alles nicht weiß, wenn man ein solches Studium anfängt. Sie hätten durch das Kolleg einen Rahmen, indem sie ihre ersten Lehrerfahrungen machen können. Das ist nun auch alles keine Neuerung, es hat auch schon in den sechziger Jahren an einzelnen Fakultäten oder Fachbereichen solche Möglichkeiten der Doktorandenforderung, die mit begrenzten selbständigen Lehraufgaben gekoppelt waren, gegeben. Da es sich aber zumeist um nicht fest etatisierte Mittel handelte, verschwanden die Mittel bei Engpässen ganz schnell, oft ohne daß es jemand so richtig gemerkt hat. Wenn die Vergaberichtlinien bei der Einrichtung des Kollegs und der Ausbildungsziele solche Konstruktionen vorsähen, ohne gleich die sowieso zu niedrigen Stipendien zu kürzen, wäre das eine gute Weiterentwicklung. Die Lehrerfahrung der Jungen innerhalb der Gemeinschaft von Forschern wäre nicht der Kompetenz, Einfühlsamkeit und dem organisatorischen Geschick des einzelnen Professors überlassen. Ein gewisse Verantwortung für

die Universität als Ausbildungseinrichtung würde frühzeitig auch an ihren möglichen Nachwuchs übertragen. Es entstünde ein leichtes Gegengewicht zu der notwendigerweise sehr einseitigen Belastung durch die Arbeit an der Dissertation. Den Promovierenden würde ein realistisches Bild von den Anforderungen vermittelt, die die akademische Lehre an die Lehrenden stellt. Und die fest angestellten Hochschullehrer wären deutlich daran erinnert, daß Doktoranden potentiell zukünftige Kollegen sind.

Dies könnte ein kleiner Schritt dahin sein, daß der immer noch verbreitete peinliche Habitus des besserwissenden herablassenden Professors irgendwann tatsächlich der Vergangenheit angehört. Dir Ludwig, möchte ich dafür danken, daß Du zu diesem Verschwinden tatkräftig beigetragen hast und uns diese Erfahrungen in der Nachwuchsförderung ermöglichtest, indem Du eine lange Zeit die wenig Ruhm spendende Tätigkeit dessen übernommen hast, hier in Bielefeld das Graduiertenkolleg zusammenzuhalten. Vielen Dank.

Literatur:

- Bendix, Reinhard: Von Berlin nach Berkeley, Deutsch-jüdische Identität, Frankfurt 1985
Menck, Peter: Erziehungswissenschaft, 7.Jg. 1996, Heft 14, S. 50-55
Krais, Beate/ Krumpeter, Tanja: Wissenschaftskultur und weibliche Karrieren, MPG-Spiegel, 3/97, S. 31-35
Parsons, Talcott/ Platt, Gerald: The American University, Cambridge, Mass. 1973
Ringer, Fritz: Die Gelehrten. Der Niedergang der Mandarine, 1890-1933, Stuttgart 1983